

## Siehe, ich mache alles neu. Zur Jahreslosung 2026

### Teil I: Wir sahen seine Herrlichkeit. Joh 1.14. 26.12.2025. Rußheim, H.A. Willberg

Das traditionelle Leitwort für die Gottesdienste der Evangelischen Kirchen in der Weihnachtszeit steht im 14. Vers vom ersten Kapitel des Johannesevangeliums: „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit.“ Das Kapitel beginnt mit einer intellektuellen Zumutung. Wenn das nicht so dem Wortlaut nach in der Bibel stünde und ich meine Predigt damit beginnen würde, dann könnten einige denken: „Ach du liebe Zeit, was redet der denn für hochgestochenes Zeug. Das versteht doch keiner. Will der hier jetzt etwa einen philosophischen Vortrag halten?“

Der erste Vers lautet so: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Das ist kein Einstieg, um die Leute abzuholen und ihnen gute Stimmung zu machen, sondern es ist eine sehr komprimierte Aussage, die sich nur durch ruhiges und beharrliches Nachdenken erschließt. Das geht überhaupt nicht leicht ein.

Im frühen Christentum, als es sich immer weiter ausbreitete und die Gemeinden immer weiter wuchsen, verstanden sich die Gründer und Leiter als Hirten. Hirte heißt auf Lateinisch „Pastor“. Im Griechischen, der Umgangssprache überall im Römischen Reich, gab es ein Wort mit ähnlicher Bedeutung: „Episkopos“. Das heißt „Aufseher, Hüter“ und „Beschützer“, ja, und daraus wurde das Wort „Bischof“.

In der Anfangszeit, als die Gesamtgemeinschaft der Christen noch überschaubar war, gab es ein paar herausragende Hirtengestalten, allen voran Petrus und Paulus. Von Beginn seiner Missionstätigkeit an erkannte Paulus, wie sehr es darauf ankam, den Gemeinden eine gemeinsame theologische Grundlage zu vermitteln. Wer Jesus war und was er getan und gelehrt hatte, stand zunächst nur in vielen Bruchstücken zur Verfügung. Man erzählte sich davon und manches hatten Augenzeugen auch schon aufgeschrieben. Aber das war alles andere als ein strukturiertes Fundament der christlichen Lehre für die gesamte Christenheit. Darum ist es auch kein Wunder, dass es schon in den ersten Jahren nach Pfingsten zu ersten theologischen Auseinandersetzungen kam. Es konnten regelrechte Kämpfe werden. Paulus kämpfte an mehreren theologischen Fronten.

Es gab noch keine Evangelien. Auch Paulus war darauf angewiesen, dass ihm Augenzeugen von Jesus erzählten. Alles, was er nach seiner Bekehrung von ihm persönlich wusste, kam aus der buchstäblich umwerfenden Vision, die ihn stoppte, als er auf dem Weg nach Damaskus war, um dort die Christen zu drangsaliieren. „Herr, wer bist du?“ fragte er, und eine göttliche Stimme antwortete ebenfalls buchstäblich von oben herab: „Ich bin Jesus, den du verfolgst.“ Was hätte er wohl für eine Vorstellung von Jesus gewonnen, wenn das alles geblieben wäre oder ihn die falschen Personen über Jesus informiert hätten, oder wenn er sich aus seinen eigenen Visionen, Träumen, Deutungen und Überlegungen ein Bild von ihm gemacht hätte?

Es war unvermeidlich, dass genau dies bei vielen frühen Christen passierte. Dadurch entstanden ziemlich unterschiedliche Vorstellungen von Jesus und der Jesusnachfolge. Die Kämpfe eskalierten, als sich die Parteien gegenseitig der Irrlehre bezichtigten.

Paulus war einer der ersten, die sich der Gefahr unaufhaltsamer Zersplitterung und Selbsterfleischung der Jesusbewegung bewusst wurden und tatkräftig dafür Sorge trugen, was Jesus in diesem Evangelium nach Johannes als höchstes Ziel der Christenheit definiert. Jesus betet dort im Beisein der 12 Jünger: „Ich bitte nicht allein für sie, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, damit sie alle eins seien. Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaube, dass du mich gesandt hast. Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast, damit sie eins seien, wie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir, damit sie vollkommen eins seien und die Welt erkenne, dass du mich gesandt hast und sie liebst, wie du mich liebst“ (Joh 17,20-23).

Um dieser Einheit willen schrieb Paulus seine Briefe, noch bevor es die Evangelien gab, und dieser Einheit galt das Ausspielen seiner Autorität, das in den Briefen zum Ausdruck kommt. Andere unterstützten das. Darum galten diese Briefe auch nicht als Briefe von einer mehr oder weniger wichtigen Führungsperson, sondern als Hirtenbriefe der ganz besonderen Art, fast so, als würde Gott sie geschrieben oder diktiert haben. Dasselbe geschah mit den andern Briefen, die später ins Neue Testament aufgenommen wurden.

Diese Dokumente waren für die junge Christenheit von unschätzbarem Wert, weil sie neben dem Alten Testament die einzige Basis für Verkündigung und Lehre in den jungen Gemeinden waren. Ihre Abschriften bildeten den Grundstock der Gemeindebibliotheken, die nun überall entstanden. Sie wurden in den Gottesdiensten vorgelesen und ausgelegt, und die neuen Gemeindeglieder wurden aus ihnen in der christlichen Lehre unterrichtet. Zunehmend vermisst wurde aber eine verbindliche Geschichte des Lebens Jesu mit gleicher Autorität. Aus diesem Bedürfnis entstand das erste Evangelium. Es ist sehr wahrscheinlich, dass es sich um das Markusevangelium handelte. Es kursierten aber schon so viele unterschiedliche Erzählungen über Jesus und Vorstellungen von der christlichen Lehre, dass die Auseinandersetzungen noch nicht zur Ruhe kamen. Einerseits setzte sich die Theologie, die auf den vorhandenen Schriften in den Gemeindebibliotheken gründete, mehr und mehr durch, andererseits war bei etlichen Schriften noch gar nicht sicher, ob sie auch dazugehören sollten oder besser nicht. Darum entstanden nun auch noch weitere Evangelien. Dadurch konnte man einem größeren Spektrum an Vorstellungen von Jesus und seiner Lehre gerecht werden. Aber auch das förderte die Einheit durchaus nicht ohne Weiteres. Anfang des zweiten Jahrhunderts trat zum Beispiel der Theologe Marcion auf, an dessen großer Wirkung die immer noch sehr fragile Einheit der Kirche fast zerbrochen wäre: Das war ein glühender

Paulusfan. Er wollte nur die Paulusbriefe und das Lukasevangelium gelten lassen und verwarf radikal das Alte Testament und den jüdischen Glauben.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung können wir vielleicht verstehen, warum das Johannesevangelium diesen Anfang hat. Ja, das war eine Zumutung und es sollte auch eine sein. „Das Wort ward Fleisch“. Die Gute Nachricht Übersetzung umschreibt das Wort „Fleisch“, das heute etwas anderes meint: „Er, das Wort, wurde ein Mensch, ein wirklicher Mensch von Fleisch und Blut“. Das Zeugnis der Menschwerdung Gottes eint das Johannesevangelium mit den andern Evangelien. Auf der andern Seite steht der zweite Teil des Satzes: „Wir sahen seine Herrlichkeit“. Von der Herrlichkeit Jesu redet das Johannesevangelium auf seine ganz eigene Art.

Das Johannesevangelium nimmt die Autorität des Jesusjüngers Johannes aus dem Kreis der Zwölf für sich in Anspruch, aber nicht zu dick aufgetragen. Es könnte hier auch stehen: „*Ich* sah seine Herrlichkeit“, so wie es Paulus wichtig war, sein *eigenes* Evangelium als das wahre den anderen Evangeliumsversionen entgegenzustellen und von seiner eigenen Begegnung mit Jesus zu zeugen. Am Ende des Johannesevangeliums zeigt sich dieselbe Zurückhaltung: Da wird erzählt, dass der auferstandene Jesus mit Petrus und Johannes allein ist und Petrus als Hirten seiner Schafe einsetzt. Außerdem wird angedeutet, dass Petrus gewaltsam sterben wird. Sehr wahrscheinlich wussten die Leser bereits vom Martyrium des Petrus, als das Johannesevangelium als mutmaßliches letztes der vier Evangelien herauskam. Aber was aus Johannes geworden war, darüber gab es nur Gerüchte. Der Verfasser lässt offen, ob er noch lebt, und fährt fort: „Dies ist der Jünger, der dies alles bezeugt und aufgeschrieben hat, und wir wissen, daß sein Zeugnis wahr ist“ (Joh 21,24). Der Verfasser beruft sich also auf das, was Johannes selbst erzählt und notiert hat, aber er macht damit auch klar, dass er selbst nicht dieser Johannes ist. Und dennoch: „Wir wissen, dass sein Zeugnis wahr ist“.

*Wir* wissen es - wir sahen seine Herrlichkeit. Nicht ich, sondern *wir*. Wenn ich von Geschehnissen rede, die eine Generation vor mir erlebt hat, ist es ebenso falsch zu behaupten, als wüsste ich nichts davon, wie es falsch ist, den Anschein zu erwecken, ich persönlich wüsste es, weil ich dabei war. Nein, sondern ich weiß es, weil ich teilhabe am Wissen vieler. Und darum sage ich vielleicht besser: *Wir* wissen. Das „Wir“ bezeichnet einen Verlust gegenüber dem „Ich“ der Augenzeugen. Aber es schließt auch ein, dass wir *mehr* wissen als die Menschen damals. Wir haben einen Abstand zu den Ereignissen gewonnen, der uns jetzt mehr sehen lässt. Wir können besser *deuten*, was da geschah. Wir können die *Bedeutung* der Ereignisse vielleicht besser verstehen.

„Wir wissen, dass sein Zeugnis wahr ist“. Das steht ganz am Ende des Johannesevangeliums, und es weist auf seinen Beginn zurück. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ *Dies* ist das eigentliche Zeugnis des Johannes, lässt uns der Verfasser wissen, damit nun auch *wir* es mit ihm wissen. Das ist eine Deutung des Lebens Jesu, die eine Weile brauchte, um heranzureifen. Die andern Evangelien sagen so etwas noch nicht. Da wusste man es noch nicht so genau.

Jetzt ist der Zeitpunkt reif, den Gemeinden das neue Wissen zuzumuten, empfindet der Verfasser des Johannesevangeliums. Er kann damit rechnen, dass es vielen nicht behagen wird. Darum legt er so großen Wert darauf, sich auf die Autorität des Johannes aus dem Kreis der 12 zu stützen. Wir müssen ihm nicht unterschieben, dass er es zu Unrecht tut. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass es eine Überlieferung des Lebens Jesu gab, die tatsächlich auf den Apostel Johannes zurückging. Aber Ziel des Evangeliums ist nicht eine neue Erzählung der Ereignisse, sondern eine neue *Deutung* der Ereignisse: „Wir sahen seine Herrlichkeit“ - auf eine neue Weise haben wir sie gesehen. Wir sahen das Leben Jesu in einem anderen Licht. Die neue Sicht steht nicht im Gegensatz zur bisherigen, aber der Verfasser nimmt für sich in Anspruch, dass die Bedeutung der Ereignisse des Lebens Jesu klarer geworden ist.

„Herrlichkeit“ heißt auf Griechisch „Doxa“. Es meinte den Schein. „Mir *scheint*, dass Jesus Gott ist“, konnte man anhand der Erzählungen über ihn sagen. So war es ehrlich. Selbst die Augenzeugen konnten nicht sagen: „Wir *wissen* es.“ Sie konnten nur der Meinung sein. Das hatte sich im Lauf der Zeit verändert. Nun gab es viele, die darauf bestanden, es zu wissen, obwohl sie nur die Meinung teilten. Andere meinten es auf eine mystische Weise zu wissen, die sie nicht mit andern teilen konnte. Wieder andere antworteten: Es gibt eine Gewissheit, die allen offen steht. Aber sie erschließt sich nicht von selbst. Man kann sie nur durch Nachdenken gewinnen. Davon redet das Johannesevangelium.

Dass der wahre Mensch Jesus zugleich wahrer Gott ist, kann uns einleuchten, wenn wir *trinitarisch* denken: Ich möchte verstehen, was der Heilige Geist ist, wenn er Gott ist. Dann ist er die Einheit von Vater und Sohn. Der eine Gott ist zugleich Heiliger Geist, Vater und Sohn. „Wer mich sieht, der sieht den Vater“, sagt der wahre Mensch Jesus im selben Evangelium. „Ich und der Vater sind eins.“ Es ist unbeholfen, wenn wir mal zu Jesus, mal zum Vater und dann vielleicht noch zum Heiligen Geist beten. Wir tun dann so, als wären es drei verschiedene Personen, und drei verschiedene Personen wären doch eigentlich drei Götter.

Nein, sagt das Johannesevangelium: Das Wort und der Wille Gottes, aus dem alles wird, ist nichts anderes als Gott selbst. Der Sohn, der aus dem Vater hervorgeht, ist nichts anderes als der Vater und der Heilige Geist selbst. Das Licht, das als Dreifaltigkeit erscheint, ist ein einziges Licht. Es ist das Licht der einen, wahren Liebe.

Das war neu und es begann damals erst zu dämmern, wie auch die Einsicht, dass man es sehen kann und darum wissen kann, wenn man nur ehrlich an den einen ewigen Gott glauben will, dessen ganzes Wesen nichts als Liebe ist.

## Teil II: **Siehe, ich mache alles neu.** Off 21,5. 28.12.2025. Rußheim, H.A. Willberg

„Er, das Wort, wurde ein Mensch, ein wirklicher Mensch von Fleisch und Blut“ heißt das Leitwort aus dem Johannes-evangelium in der Weihnachtszeit nach der Gute Nachricht Übersetzung. „Er, das Wort?“ Das ist erklärungsbedürftig. Wir werden damit auf den ersten Vers des Evangeliums zurückgewiesen: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Gott ist also das Wort. Es ist schwierig, sich das vorzustellen. Dass Gott zu seinem Wort steht, ja. Aber dass Gott und sein Wort identisch sind?

In der alten Kirche gab es einen langen Streit über das Wesen des Heiligen Geistes: Geht er nur vom Vater aus oder geht er gemeinsam vom Vater und vom Sohn aus? Die Streitfrage entzündete sich an der Vorentscheidung, den Heiligen Geist als Atem Gottes zu verstehen. Das ist sehr ähnlich wie die Vorstellung vom Wort Gottes: Worte sind geformter Atem. Aber was ich sage, ist genauso wenig mit mir identisch wie mein Atem. Ich bin nicht mein Wort und ich bin nicht mein Atem. Und das sollte bei Gott, nach dessen Bild wir geschaffen sind, anders sein?

Beim Heiligen Geist entstand das Problem durch das Zusammenkommen von zwei Vorurteilen. Erstens ist „Geist“ im Hebräischen, Altsyrischen und Griechischen dasselbe Wort wie Lufthauch und Wind. Zweitens ist das Wort im Hebräischen und Altsyrischen weiblich. Können Sie es sich vorstellen, dass wir heute von Vater, Sohn und Heiliger Geistin sprechen würden? Aber biblisch wäre es korrekt. Die Theologie der alten Kirche war jedoch Männersache, in einer durch und durch patriarchalischen Gesellschaft. Eine Gleichwertigkeit des Weiblichen mit den Männlichen kann es in einer solchen Gesellschaft einfach nicht geben. Die altsyrische Kirche, aus der manche der größten Theologen der frühen Christenheit kamen, tat sich leichter mit der Weiblichkeit und Mütterlichkeit des Heiligen Geistes, weil ihr das aus der eigenen Sprache vertraut war. Im Griechischen hingegen ist „pneuma“, das Wort für Geist und Luft, ein Neutrum. Da wurde erst gar nicht darüber nachgedacht, ob man das Neutrum männlich oder der hebräischen Tradition nach weiblich interpretieren sollte. Der Vater ist männlich, der Sohn ist männlich und dann ist der Heilige Geist natürlich auch männlich. Wer aber einigermaßen gebildet war oder aus dem Judentum kam, wusste sehr wohl, dass es so nicht wirklich biblisch war. Und in der Tat, das Wesen des Heiligen Geistes als Mütterlichkeit zu betrachten, ist wirklich ein schönes und passendes Bild für die dreieinige Liebesgemeinschaft. Die syrische Kirche tat sich darum auch viel leichter mit der Gleichwertigkeit und untrennbaren Einheit der drei Wesenheiten Gottes. Für die Theologen der westlichen Kirche war es suspekt, das Verhältnis der beiden göttlichen Männer zum Neutrum des eher weiblich anmutenden Geistes anders als das einer Unterordnung zu bestimmen. Ebenso suspekt wäre eine völlige Gleichwertigkeit von Vater und Sohn gewesen. Dadurch etablierte sich eine dreistufige Trinität, die keine mehr war: Der Vater oben, unter ihm der Sohn, und unter beiden der Heilige Geist.

Darum stand auch gar nicht in Frage, ob der Geist vom Vater ausgeht, aus dem Mund des Vaters wie sein Wort, oder ob vielleicht auch der Vater vom Geist ausgehen könnte. „Es kommt die Zeit und ist schon jetzt“, sagt Jesus im Gespräch mit der Samaritanerin, wiederum im Johannesevangelium, „in der die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn auch der Vater will solche Anbeter haben. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten“ (Joh 4,23f). Gott ist Geist: der ganze Gott ist Geist, der ganze Gott ist der Heilige Geist; Vater und Sohn sind Erscheinungsweisen oder Vorstellungsweisen des einen Heiligen Geistes, und Gott als Geist ist so wie die Luft: absolut unsichtbar. Gott als Geist ist ewig, und alle Vorstellungen von den Personen Gottes sind zeitlich. Vater und Sohn sind zeitliche Vorstellungen des einen, unsichtbaren Gottes. Jesus hat damit dem Johannesevangelium nach die Unsichtbarkeit des einen Gottes bestätigt, die grundlegend ist für den jüdischen Glauben - und er hat dennoch trinitarisch gedacht. „Ich und der Vater sind eins“, sagt er im Johannesevangelium, und das hat er auch den andern Evangelien zufolge so gesehen, das ist die ungetrübte vollkommene Einheit in der wahren, göttlichen Liebe, und diese Liebe ist der Heilige Geist.

Das Ergebnis des langen Streits, ob der Heilige Geist nur vom Vater ausgeht oder auch vom Sohn, wurde durch Konzilsbeschluss zugunsten beider entschieden. Aber dass bereits die Fragestellung unangemessen war, wurde anscheinend nicht thematisiert.

Geist und Wort gehen der Vorstellung nach aus dem Mund Gottes hervor und bewirken die Erschaffung des Universums. Paulus hat im Kolosserbrief ein Fenster aufgemacht, durch das der Lichtschein, der aus der Unsichtbarkeit Gottes kommt, heller in unsere Denkwelt leuchten konnte als zuvor. Auch das war neu. Jesus sei „das Ebenbild des unsichtbaren Gottes“, schreibt er dort, und fährt ganz ähnlich wie der Verfasser des Johannesevangeliums in jenem Anfangsteil fort: „der Erstgeborene vor aller Schöpfung. Denn in ihm ist alles geschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare [...]. Und er ist vor allem, und es besteht alles in ihm.“ Und noch weiter: Es hat „Gott wohlgefallen, dass in ihm alle Fülle wohnen sollte und er durch ihn alles mit sich versöhnte, es sei auf Erden oder im Himmel, indem er Frieden machte durch sein Blut am Kreuz“ (Kol 1,15-17.19-20). Ein Problem enthalten die erhabenen Sätze allerdings: „Himmel“ ist für Paulus nicht dasselbe wie Ewigkeit. Paulus glaubt an eine geschaffene Geisterwelt. Ja, Geister sind normalerweise unsichtbar, aber nicht anders als der Wind. Geister wählte man in der Antike praktisch überall, sowohl böse als gute. Außerdem glaubte man, dass die wahrgenommene große Himmelskuppel über uns tatsächlich eine regelrechte Kuppel sei, das „Himmelsgewölbe“, und die Sterne konnte man für Fenster halten, durch die nachts Licht von jenseits der Kuppel einfiel. Aber ein echtes Jenseits als Ewigkeit konnte das gar nicht sein, nur ein

andere Ort im Universum. Von der Hölle glaubte man dasselbe, nur war die eben unten und voller Feuer. Paulus weiß, dass dieser Himmel, wie er ihn sich dachte, und diese Erde zur Schöpfung gehören, dass Gott aber nicht selbst Teil der Schöpfung mit einem Thron über dem Gewölbe sein kann. Im zweiten Korintherbrief wird deutlich, wie sehr es ihm darauf ankommt, Himmel und Erde des antiken Weltbilds als geschaffene Welt zu unterscheiden von der Ewigkeit. Unser Diesseits steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Jenseits, aber das wahre Jenseits ist nicht die Fortsetzung und Ausdehnung des Diesseits ins Unendliche, sondern die nicht nur unsichtbare, sondern auch unserem Verstand völlig unfassbare Ewigkeit. Im Einklang mit dem Hebräerbrief, der den Glauben als „ein Nichtzweifeln an dem“ bezeichnet, „was man nicht sieht“, sagt Paulus, dass wir „nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig“ (2Kor 4,17f).

Wie kann nun aber das Göttliche, Ewige und Unsichtbare zugleich „Wort Gottes“ sein, durch das alles geschaffen ist und durch das alles besteht, und wie kann das der Mensch Jesus sein? Und wie kann in ihm Gott der Heilige Geist und Gott der Vater selbst Mensch sein? Dazu müssen wir uns den Begriff „Wort“ näher anschauen. Johannes redet nicht von irgendwelchen gesprochenen Worten, sondern vom Logos, und Logos ist im Griechischen das, was dem Reden den vernünftigen Sinn gibt, der *Gedanke* hinter den Worten. Darum können wir, wenn wir Worte hören oder lesen, urteilen, ob das logisch oder unlogisch ist, und meinen damit: ob es Sinn hat oder nicht. Die Logik ist der Sinn. So leuchtet es uns ein. Der Logos der Schöpfung ist das, was der Schöpfung Sinn gibt, und das ist die wahre Liebe, der Heilige Geist. Der Logos war im Anfang der Schöpfung nicht nur bei Gott, er war Gott selbst. Der Logos ist der Geist der Liebe, der allem Geschaffenen Sinn gibt. Und dieser Geist der Liebe in der ganzen Schöpfung verkörpert sich in Jesus als Mensch, denn in Jesus hat die Menschheit und die Menschlichkeit ihren göttlichen Sinn. Menschsein ist in Jesus, salopp gesprochen, Chefsache des Vaters und des Heiligen Geistes, Gottes Allereigenstes, Allerliebstes, Allerbedeutendstes.

Darin liegt das wahre Neue, das immer Neue von Beginn der Schöpfung an, das Neue der vollkommenen Vergebung aller menschlichen Schuld, weil Gott auch sie zu seiner allereigensten Angelegenheit macht, indem Jesus als der wahre Mensch es zu *seiner* allereigensten Angelegenheit macht, die Liebe Gottes und die Liebe zu Gott in dieser vollendeten Weise zu verwirklichen. Und darin liegt das wahre Neue, auf das sich von Jesus her die Geschichte der Menschheit zubewegt, weil der Logos Gottes sie dorthin bewegt, die göttliche Vernunft und Weisheit. Sie ist uns eingeschrieben als die Stimme unseres Gewissens, und das ist die Stimme des Guten Hirten selbst, oder auch des „Christus in uns“, wie Paulus dazu sagen kann. Diese Stimme ist schon immer da, seit der Schöpfung redet sie in allen Lebewesen, in jedem seiner Art gemäß, aber wir Menschen können uns selbst betrügen, indem wir andern Stimmen folgen. So haben wir es zu verstehen, wenn ein Mensch zum lebendigen Glauben kommt, wenn er von neuem geboren wird: Es ist die Hinkehr und Umkehr zum Guten Hirten, dessen Schaf er schon immer gewesen ist, nur wusste er es nicht oder wollte es nicht wissen.

„Siehe, ich mache alles neu.“ Das ist nun die große Vision vom Neuwerden am Ende des Neuen Testaments. Visionen sind sinnliche Bilder und Szenen in Zeit und Raum, aber ihr Wert liegt in der symbolischen Bedeutung. Wenn der Verfasser des Johannesevangeliums bezeugt: „Wir sahen seine Herrlichkeit“, dann meint er die wahrgenommene Bedeutung des menschengewordenen Logos Jesus. Herrlichkeit ist das, was erscheint - der Schein. Nicht nur seine äußere Erscheinung sahen wir und waren beeindruckt davon, daraus wäre nicht mehr geworden als der Schein als religiöse Meinung. Das unsichtbare Innere, das wahre Wesen dieses Menschen konnte durch das Haften am Äußeren sehr missverstanden werden, und so war es ja auch. „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen“, auch das steht in Johannes 1, und gemeint ist nicht irgendein Leben, sondern das wahre Leben in wahrer Liebe. Dieses Licht kommt von innen aus dem Unsichtbaren der ungetrübten Gottesbeziehung des Menschen Jesus, es steht nichts zwischen ihm und Gott, er ist ganz eins mit dem Vater. Das sahen, ahnten und glaubten sie, diese vollkommene Integrität, die ganze Hingabe an den Willen Gottes und das unzerstörbare Vertrauen. Von dorthin kommt das neue Jerusalem, nicht von oben herab aus den Wolken, das ist nur dem damaligen Weltbild geschuldet. Die Herrlichkeit, die wir sehen können in dieser Vision, ist die vollständige Aufhebung aller Entfremdung von Gott. Er ist wahrer Mensch geworden und Mensch geblieben, damit auch wir zu wahren Menschen werden. Er kam schon in sein Eigentum, das steht ebenfalls in Johannes 1, aber die Seinen nahmen ihn noch nicht auf. Doch es fing an, dass sie ihn aufnahmen, immer mehr sahen seine Herrlichkeit, weil ihnen aufging, dass in Jesus die Liebe Gottes gekommen war, um zu bleiben und ihr Werk zu vollenden. Der neue Himmel und die neue Erde, das ist die neue Menschheit, wenn die Liebe wirklich alle erreichen und trösten kann. Und wenn dann sogar der Tod nicht mehr sein wird, wie es in dieser Vision heißt, dann ist das nicht die unendliche Lebensverlängerung im Diesseits, wie sie derzeit die Propheten der so genannten Künstlichen Intelligenz verkünden, sondern dann ist es das getröstete und getroste Heimgehen ohne Angst, das von der dunklen Ungewissheit des Übergangs nichts mehr übrig lässt als die schlichte Tür zur Ewigkeit. Es wird keine leidvolle Einsamkeit mehr zu finden sein, alle werden aufeinander achten und sich gegenseitig geben, was sie brauchen. Der unsichtbare mütterliche Heilige Geist wird allgegenwärtig sein unter und in seinen geliebten Menschen.

„Siehe, ich mache alles neu.“ Freut euch darum jetzt schon ohne Ende und lebt motiviert von der Freude in der Hoffnung darauf, schreibt der alte Paulus, eingekerkert von der Macht, die mit Gewalt verhindern will, dass sich das Gottesreich der Liebe verwirklicht, angesichts des nahen Todes. Das mag ja sein, weiß Paulus, aber noch näher ist mir Gott. Darum singt er sein Loblied in dem dunklen Loch: „Freut euch, und nochmals: Freut euch! Eure Güte lasst kund sein allen Menschen! Der Herr ist nahe!“ Darum sorgt euch nicht.

### Teil III: **Der neue Anfang.** Lk 2,29f. 04.01.2025. Rußheim, H.A. Willberg

„Dies ist der Anfang des Evangeliums von Jesus Christus“, beginnt das Markusevangelium, und fährt sofort mit dem Bericht über Johannes den Täufer fort, um dann erst mit Jesus zu beginnen: „Es begab sich zu der Zeit...“. Da sollte man eigentlich erwarten, dass die Weihnachtsgeschichte folgt. Aber nein: „Es begab sich zu der Zeit, dass Jesus aus Nazareth in Galiläa kam und ließ sich taufen von Johannes im Jordan. Und alsbald, als er aus dem Wasser stieg, sah er, dass sich der Himmel auftrat und der Geist wie eine Taube herabkam auf ihn. Und da geschah eine Stimme vom Himmel: Du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen“ (Mk 1,9-11)

Im Matthäusevangelium sind dem „Anfang des Evangeliums von Jesus Christus“ zwei Kapitel vorgeschaltet. Es beginnt mit dem Stammbaum Jesu. In den weiteren anderthalb Kapiteln breitet der Verfasser seine Version der Weihnachtsgeschichte aus: Geburt und Kindheit Jesu. In einem Bericht von der Taufe Jesu versucht Johannes der Täufer, Jesus davon abzubringen, sich von ihm taufen zu lassen. Jesus antwortet: „Lass es jetzt geschehen! Denn so gebührt es uns; alle Gerechtigkeit zu erfüllen.“ Das liest sich so, als würde er dem Täufer prinzipiell rechtgeben: Nötig hat Jesus diese Taufe nicht. Warum? Weil er der Gottessohn ist.

Markus kommt es ebenfalls darauf an, das gleich zu Beginn klar zu machen. Wenn wir aber nur das Markusevangelium hätten, dann würden wir zweifellos den Schluss aus der Szene ziehen, dass Jesus selbst erst in diesem Moment die letzte Gewissheit seiner besonderen göttlichen Beauftragung erhielt.

Der Verfasser des Johannesevangeliums verzichtet so wie Markus auf die Weihnachtsgeschichte. Auch bei ihm beginnt die Erzählung mit Johannes dem Täufer. Vorgeschaltet ist der so genannte Johannesprolog, der Jesus als das menschengewordene Wort Gottes vorstellt und proklamiert, dass dieses Wort, der Logos, Gott selbst ist. Dementsprechend fällt seine Version der Begegnung Jesu mit dem Täufer aus. Zunächst sagt der Täufer, dass er im Vergleich zu Jesus fast gar nichts bedeutet. Das erzählen auch Matthäus und Lukas. Aber im Unterschied zu ihnen ist danach im Johannesevangelium der Täufer selbst Zeuge der Vision vom Herabkommen des Heiligen Geistes als Taube auf Jesus. Gott habe ihn wissen lassen: „Auf wen du siehst den Geist herabfahren und auf ihm bleiben, der ist's, der mit dem heiligen Geist tauft. Und ich habe es gesehen und bezeugt: Dieser ist Gottes Sohn“, fügt der Täufer hinzu.

Das passt zu der Aussage „Wir sahen seine Herrlichkeit“ im Prolog. Das Johannesevangelium möchte in Marmor meißeln, dass Jesus nicht nur der Sohn Gottes als die eine der drei göttlichen Personen der Trinität ist, sondern seine Erscheinung dies auch in jeder Hinsicht bestätigte. Der Mensch Jesus trägt im Johannesevangelium deutlich göttliche Züge, und wenn die Menschen um ihn herum nicht ganz verblendet und verstockt sind, merken sie das auch. Das meint der Verfasser, wenn er sagt: „Wir sahen seine Herrlichkeit“. Das soll heißen: Wir sahen in diesem Menschen seine Göttlichkeit.

Der Verfasser des Johannesevangeliums möchte zeigen, dass Jesus als Gottes Sohn selbst Gott ist. Das ist nicht selbstverständlich. Jesus hat sich selbst anscheinend lieber den „Menschensohn“ genannt als den Gottessohn. Das meinte er nicht als Gegensatz zur Bezeichnung „Gottessohn“. Der Begriff spielte in der jüdischen Messiaserwartung eine wichtige Rolle. Im Buch Daniel kommt die messianische Gestalt des Menschensohns vom Himmel herab. Der Menschensohn kann also durchaus auch ein Gottessohn sein. Andererseits musste „Gottessohn“ nicht heißen, dass diese Person selbst Gott ist. Das Wort Sohn konnte wie ja auch bei uns ein sehr nahes Verhältnis meinen. Dann ließe sich die himmlische Stimme bei der Taufe Jesu auch ähnlich wie eine Adoption verstehen: „Ich habe Wohlgefallen an dir, darum nehme ich dich als Sohn an.“

Dass Jesus der Messias ist, berufen und von Gott ausgerüstet als Heilsbringer Israels und der ganzen Welt, und dass er in dieser Hinsicht auch als besonders von Gott Erwählter und geliebter Gottes Sohn ist, das bezeugen alle vier Evangelien. Aber dass er Gott ist, geht nicht einheitlich deutlich aus allen Evangelien hervor. Bei Markus, dem mutmaßlich ersten Evangelium, eindeutig am wenigsten. Dort tut Jesus zwar viele Wunder, aber die meisten hätte man damals auch charismatischen Wunderheilern zugetraut, ohne sie für einen Gott zu halten. Auch Jesus hat sich seine Heilungserfolge nicht selbst zugeschrieben, sondern sie immer als das Wirken seines Vaters betrachtet.

Es spricht viel dafür, dass der Verfasser des Matthäusevangeliums Markus ergänzt hat. Lukas ging noch einen Schritt weiter und wagte es sogar, Markus ein bisschen zu korrigieren. Das Johannesevangelium geht das Leben Jesu aus einem neuen Blickwinkel an. Es bezeugt, dass Jesus Gott selbst ist, als der Sohn in der Dreifaltigkeit Gottes mit dem Vater und dem Heiligen Geist.

Bei Matthäus bahnt sich das schon an. Die Ereignisse um Jesu Geburt sind ihm nicht so wichtig, wohl aber die Frage, welcher Vater Jesus gezeugt hat. Der Stammbaum zu Beginn des Evangeliums soll seine menschliche Herkunft von König David aufzeigen und somit auf menschlicher Ebene den Nachweis der Messianität erbringen. Die Auflistung ist sehr gleichförmig: X zeugte Y, Y zeugte Z, und immer so fort. Frauen kommen nur zwischendrin einmal vor, wenn sie eine besondere geschichtliche Rolle gespielt haben. Bis zu Maria. Hier gibt es einen merkwürdigen Bruch: „Eliud zeugte Eleasar. Eleasar zeugte Mattan. Mattan zeugte Jakob. Jakob zeugte Josef, den Mann der Maria.“ Josef wird gebraucht,

weil es sein Stammbaum ist, der auf David zurückgeht, nicht Marias Stammbaum. Und nun ändert sich der Text: „Jakob zeugte Josef, den Mann der Maria, von der geboren ist Jesus, der da heißt Christus“ (Mt 1,15f). Bei Josef hört das Zeugen auf, und dann kommt Jesus. Nun folgt die Erklärung: „Die Geburt Jesu Christi geschah aber so: Als Maria, seine Mutter, dem Josef vertraut war, fand es sich, ehe er sie heimholte, daß sie schwanger war von dem heiligen Geist.“ „Ehe er sie heimholte“ bedeutet: Sie waren verlobt. „Josef aber, ihr Mann, war fromm und wollte sie nicht in Schande bringen, gedachte aber, sie heimlich zu verlassen.“ Niemand war dabei, als Marias Befruchtung durch den Heiligen Geist geschah. Alle Menschen um sie herum mussten denken, dass sie unverheiratet empfangen hatte. Schlimmer noch: Josefs Reaktion weist darauf hin, dass auch er glaubte, sie sei trotz ihrer Verlobung mit einem anderen Mann zusammen gewesen. So etwas gehörte zu den absoluten Tabus in der damaligen jüdischen Gesellschaft. Ein voreheliches Kind mit dem eigenen Mann wurde geduldet. Aber Kinder aus *solchen* Sünden konnten zeitlebens keine vollwertigen Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft werden. Sie waren geächtet.

Es geht dem Verfasser des Matthäusevangeliums aber vor allem darum, die unmittelbare göttliche Herkunft Jesu klarzustellen. Das ist neu: Als Gottes Sohn ist Jesus tatsächlich vom unsichtbaren Heiligen Geist selbst gezeugt, auf unsichtbare und unfassbare Weise. Aber Lukas war das anscheinend noch nicht überzeugend genug. Darum hat er eine noch viel ausführlichere Weihnachtsgeschichte geschrieben, die keinen Zweifel daran lassen sollte, dass Gott selbst in diesem Kind Mensch wurde. Wahrscheinlich hat sich der Verfasser des Johannesevangeliums gedacht, dass die geschichtlichen Daten dazu nun bereits genügend niedergeschrieben waren. Er ging einfach davon aus, dass Jesus Gott ist, und wollte das ganze Wesen und Leben Jesu von dort aus in einer Weise deuten, wie es bislang noch nicht geschehen war.

Teil der Weihnachtsgeschichte bei Lukas ist das so genannte „Nunc dimittis“, auf Deutsch: „Nun entlässt du“. Ein gewisser Simon sagt das, als das Baby Jesus nach Jerusalem in den Tempel gebracht wird, um beschnitten zu werden. „Dieser Mann wartete auf den Trost Israels“, kommentiert Lukas, „und der heilige Geist war mit ihm.“ Irgendwie war dieser Wartende wie die andern Hauptfiguren in der Geschichte des jungen Lebens Jesu darauf vorbereitet, in dem Kind die Herrlichkeit Gottes zu sehen. Der Heilige Geist hatte ihn wissen lassen, „er solle den Tod nicht sehen, er habe denn zuvor den Christus des Herrn gesehen.“ Er nahm das Baby auf die Arme und sagte: „Herr, nun lässt du deinen Knecht deinem Reden gemäß in Frieden gehen, weil meine Augen deine Rettung gesehen haben, die du vor allen Völkern zubereitet hast, ein Licht zur Offenbarung den Völkern und zur Herrlichkeit deines Volkes Israel.“ „Und sein Vater und seine Mutter wunderten sich über das, was von ihm gesagt wurde“, fügt Lukas hinzu (Lk 2,25-33).

Was ist aus diesem Kind geworden? Ja, es ist zum Wundern. Was für ein Anfang: Eine Adelige aus dem Hause Davids, König der Juden, standesgemäß? Nicht wirklich. Den bloßen geschichtlichen Daten nach, wie sie etwa in einem sachlichen Gerichtsprozess gesehen würden, das uneheliche Kind einer unbekannten Maria unter zahllosen Marias. Dass sie es überhaupt beschneiden durften! Nur, weil Joseph Maria nicht verlassen hatte. Davon wusste Simeon nichts. Aber das weiß er jetzt, dieser alte Mann, der so sehnsuchtsvoll auf den Trost Israels gewartet hat: Das Warten war nicht umsonst. Das Neue kommt und ist schon da. Ganz verborgen noch und doch auch schon so mächtig. Zum Wundern ist es, wie dieses Neue Kreise zog. Das neue Jerusalem kommt von der Höhe hinab, zu der das Kind aus seiner Niedrigkeit aufgestiegen ist im Glauben derer, die seine Herrlichkeit sahen. Hinauf zur reinen Liebe selbst, um unverbrüchlich glauben zu können, dass diese Liebe menschlich ist, genau wie dieser Mensch, den sie so liebten und verehrten. Das ist der Trost. Nicht oben auf dem Himmelsthron sitzt der erhabene Trost, der nur die erreicht, die selbst sehr hoch hinauf gekommen sind. Hier unten ist die Hütte Gottes bei den Menschen.

Das ist das Neue und das Neueste der ganzen Weltgeschichte, das ist ihr neues A und O der Hoffnung: Dass der wahre Mensch eins ist mit dem wahren Gott, dass seine Liebe Gottes Liebe ist, ohne jeden Unterschied, und dass es darum kein Oben und Unten mehr gibt in Gottes neuem Reich. Wir glauben, was wir sehen, denn wir sehen seine Herrlichkeit. Wir glauben an die Macht der Liebe, und weil wir ihr vertrauen, sehen wir sie auch. Noch ist Nacht, aber der Morgen dämmt wirklich. Wer weiß, was kommt in diesem neuen Jahr? Das Neue kommt und ist schon da.

Wir dürfen uns nicht irremachen lassen. Das hoffnungsvoll Neue kommt nicht protzig daher wie die alte Leier der Größenwahnsinnigen Angeber, die sich als Heilande gebärden und doch nur wieder neu das alte Leid erzeugen. Es kommt verkannt, es kommt sehr bescheiden, es kommt unscheinbar, es kommt erniedrigt, scheinbar verloren, völlig unbedeutend, uninteressant. Das Ende dieses neuen Menschen Jesus war noch verlorener sein Anfang: ausgestoßen, zum Bösewicht gestempelt, missverstanden, allein gelassen und ans Kreuz genagelt. Da fing es an zu dämmern in denen, die ihn liebten. Dieses Ende war erst recht der Anfang.

Weitergehen, weiter hoffen. Das hat der alte Simeon sich Tag für Tag gesagt, mitten drin in einer sehr fragwürdig gewordenen Religiosität, die für viele sehr einträglich geworden war und die Armen und Erniedrigten unerträglich ignorierte und mit Almosen abspelte, um sich trotzdem moralisch gut zu fühlen. und unter den Augen einer menschenverachtenden Besatzungsmacht. Es kommt die Zeit. Nur nicht aufgeben. Daran hielt er fest: Wenn ich sterbe, dann werde ich in Frieden sterben. Vorher nicht.

Wir sahen seine Herrlichkeit. Wir sahen seinen Frieden. Das ist unser Trost.